

Dan Simmons
Song of Kali

Aus dem Amerikanischen
von Joachim Körber

Sie können dieses Buch bei Ihrer Buchhandlung bestellen, oder direkt beim Verlag. Benutzen sie dazu folgenden Link: www.edition-phantasia.de



Phantasia Paperback – Horror
BAND 3002

1. Auflage – Juli 2004

Titel der Originalausgabe:

Song of Kali

© 1985 by Dan Simmons

Published in agreement with the author, c/o Baror International Agency, Armonk,
New York, USA

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt die
Edition Phantasia, Körber & Kohnle GbR, Bellheim.

Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind
ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das
gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2004 bei Edition Phantasia, Bellheim

Umschlaggestaltung: Michael Weiler

Satz, Layout: Edition Phantasia

Druck und Bindung: Steinmeier, Nördlingen

ISBN 3-937897-01-1

www.edition-phantasia.de

Für Harlan Ellison,
der das Lied gehört hat,
und für Karen und Jane,
meine anderen Stimmen.

» ... ist eine Dunkelheit. Sie ist für jeden ... Nur ein paar Griechen und deren Bewunderer glaubten in ihren unbeschwerten Mittagsstunden, in denen der Schönheit Freundschaft für menschliche Dinge vollkommen war, sie wären eindeutig von dieser Dunkelheit ausgespart. Doch auch sie waren in ihr. Und trotzdem werden sie noch vom Rest der im Schlamm geborenen, von Hunger gepeinigten, die Straßen stampfenden, von Kriegen gebeutelten, schwierigen, gewissenhaften, in den Magen getretenen, leidvollen, verknöcherten Menschheit, der Mehrheit, bewundert, die ganz genau weiß, wo sie sich befindet, manche unter dem kohleschluckenden Vesuv des Chaosrauchs, manche in der wimmelnden Mitternacht Kalkuttas.«

SAUL BELLOW

»Nun, dies hier ist die Hölle; und ich bin noch in ihr.«

CHRISTOPHER MARLOWE

Manche Orte sind so böse, daß man ihre Existenz nicht dulden sollte. Manche *Städte* sind so wüst, daß man sie nicht ertragen kann. Kalkutta ist so eine Stadt. Vor Kalkutta hätte ich über diese Vorstellung gelacht. Vor Kalkutta glaubte ich nicht an das Böse – gewiß nicht als eine von den Taten der Menschen unabhängige Kraft. Vor Kalkutta war ich ein Narr.

Als die Römer die Stadt Karthago erobert hatten, töteten sie die Männer, verkauften Frauen und Kinder in die Sklaverei, zerstörten die großen Gebäude, zertrümmerten die Steine, verbrannten die Trümmer und bedeckten die Erde mit Salz, damit niemals mehr etwas dort gedeihen sollte. Für Kalkutta ist das nicht genug. Kalkutta müßte *geläutert* werden.

Vor Kalkutta nahm ich an Protestmärschen gegen Kernwaffen teil. Heute träume ich von Atompilzen, die über einer Stadt emporsteigen. Ich sehe Bauwerke, die zu gläsernen Seen schmelzen. Ich sehe asphaltierte Straßen, die wie Lavaströme fließen, und echte Flüsse, die als gewaltige Wolken verdampfen. Ich sehe menschliche Gestalten, die wie brennende Insekten tanzen, die wie obszöne Gottesanbeterinnen lodern und vor einem feurigen roten Hintergrund völliger Vernichtung bersten.

Die Stadt ist Kalkutta. Die Träume sind nicht unangenehm.

Manche Orte sind so böse, daß man ihre Existenz nicht dulden sollte.

KAPITEL EINS

*Heute passiert alles in Kalkutta ...
Wem soll ich die Schuld gehen?*

SANKHA GHOSH

»Geh nicht, Bobby«, sagte mein Freund. »Es lohnt sich nicht.«

Es war Juni 1977, und ich war von New Hampshire nach New York gekommen, um die Einzelheiten meiner Reise nach Kalkutta mit meinen Redakteuren von *Harper's* abzusprechen. Danach beschloß ich, bei meinem Freund Abe Bronstein vorbeizuschauen. Das bescheidene innerstädtische Bürogebäude, in dem unsere kleine Literaturzeitschrift *Other Voices* ihren Sitz hatte, sah alles andere als eindrucksvoll aus, nachdem ich mehrere Stunden lang von den erlesenen Höhen der Suiten von *Harper's* aus auf die Madison Avenue hinabgesehen hatte.

Abe befand sich in seinem engen Büro, allein, und arbeitete an der Herbstausgabe von *Voices*. Die Fenster waren offen, aber die Luft in dem Zimmer so schal und feucht wie die erloschene Zigarre, die Abe kaute. »Geh nicht nach Kalkutta, Bobby«, sagte Abe noch einmal. »Laß es jemand anderen machen.«

»Abe, es ist alles vereinbart«, sagte ich. »Wir fliegen nächste Woche.« Ich zögerte einen Augenblick. »Sie bezahlen sehr gut und übernehmen alle Spesen«, fügte ich hinzu.

»Hmmm«, sagte Abe. Er schob die Zigarre in den anderen Mundwinkel und betrachtete stirnrunzelnd den Stapel Manuskripte vor sich. Wenn man diesen verschwitzten, zerzausten kleinen Mann ansah – der mehr als alles andere das Bild eines überarbeiteten Buchmachers bot –, wäre man nie auf die Idee gekommen, daß er eines der angeseheneren ›kleinen Magazine‹ des Landes herausgab. 1977 hatte *Other Voices* das alte *Kenyon Review* nicht überschattet oder *The Hudson Review* übertriebene Sorgen wegen Konkurrenz gemacht, aber wir brachten die vierteljährlichen Ausgaben an die Abonnenten; fünf Geschichten, die erstmals in *Voices* erschienen waren, hatte man in die O'Henry Award-Anthologien aufgenommen; und Joyce Carol Oates hatte eine Geschichte für unsere zehnjährige Jubiläumsausgabe gespendet. Ich war verschiedentlich stellvertretender Chefredakteur, Redakteur für Dichtung und unbezahlter Fahnenkorrektor für *Other Voices* gewesen. Jetzt, nach einem einjährigen

Aufenthalt in den Bergen von New Hampshire, um zu denken und zu schreiben, und mit einem gerade veröffentlichten Gedichtband, war ich lediglich ein geschätzter Mitarbeiter. Aber ich betrachtete *Voices* immer noch als *unsere* Zeitschrift. Und ich betrachtete Abe Bronstein immer noch als engen Freund.

»Verdammt, warum schicken sie *dich*, Bobby?« fragte Abe. »Warum schicken die von *Harper's* nicht einen von ihren Obermackern, wenn es ihnen so wichtig ist, daß sie alle Spesen übernehmen?«

Da hatte Abe nicht unrecht. Im Jahr 1977 hatten noch nicht viele Leute von Robert C. Luczak gehört, obwohl *Winter Spirits* in der *Times* eine halbe Spalte lang besprochen worden war. Dennoch hoffte ich, daß die Leute – besonders die paar hundert Leute, die zählten – etwas Vielversprechendes gehört hatten. »*Harper's* haben wegen des Artikels an mich gedacht, den ich letztes Jahr in *Voices* veröffentlicht habe«, sagte ich. »Du weißt, den über bengalische Dichtung. Du hast gesagt, ich hätte Rabindranath Tagore zu viel Raum gewidmet.«

»Ja, ich erinnere mich«, sagte Abe. »Überrascht mich, daß diese Clowns von *Harper's* überhaupt wissen, wer Tagore war.«

»Chet Morrow hat mich angerufen«, sagte ich. »Er sagte, der Artikel hätte ihn beeindruckt.« Ich sagte Abe nicht, daß Morrow sich Tagores nicht mehr hatte erinnern können.

»Chet Morrow?« grunzte Abe. »Ist der nicht damit ausgelastet, Romane nach Fernsehserien zu schreiben?«

»Er ist vorübergehend als stellvertretender Chefredakteur bei *Harper's* eingesprungen«, sagte ich. »Er will den Artikel über Kalkutta in der Oktober-Ausgabe.«

Abe schüttelte den Kopf. »Was ist mit Amrita und der kleinen Elizabeth Regina ... «

»Victoria«, sagte ich. Abe kannte den Namen des Babys genau. Als ich ihm den Namen, den wir für unsere Tochter ausgesucht hatten, zum ersten Mal sagte, hatte Abe durchblicken lassen, daß es ein verflucht spießbürgerlicher Name für die Nachfahrin einer indischen Prinzessin und eines Polacken aus Chicago war. Der Mann war der Inbegriff von Feinfühligkeit. Abe war schon über fünfzig, wohnte aber trotzdem noch bei seiner Mutter in Bronxville. Er war vollauf damit beschäftigt, *Voices* zu gestalten und schien allem gegenüber gleichgültig, was nichts mit diesem Unterfangen zu tun hatte. Eines Winters war die Heizung im Büro ausgefallen und er hatte fast den ganzen Januar über im Wollmantel hier gearbeitet, ehe er sich die Mühe gemacht hatte, sie reparieren zu lassen. Abes Kontakte zu

Mitmenschen spielten sich heutzutage fast ausschließlich per Telefon oder Brief ab, aber das machte den Tonfall seiner Kommentare nicht weniger ätzend. Ich sah allmählich ein, warum niemand meine Nachfolge als stellvertretender Chefredakteur oder Redakteur für Dichtung angetreten hatte.

»Ihr Name ist Victoria«, sagte ich noch einmal.

»Wie auch immer. Was meint Amrita dazu, daß du verreist und sie und das Kind im Stich läßt? Wie alt ist das Baby überhaupt? Zwei Monate?«

»Sieben Monate alt«, sagte ich.

»Beschissene Zeit nach Indien zu reisen und sie zurückzulassen«, sagte er.

»Amrita kommt mit«, sagte ich. »Und Victoria. Ich konnte Morrow davon überzeugen, daß Amrita das Bengalische für mich übersetzen könnte.« Das stimmte nicht ganz. Morrow hatte vorgeschlagen, daß Amrita mich begleiten sollte. Tatsächlich hatte mir wahrscheinlich sogar Amritas Name den Auftrag gesichert. *Harper's* hatte sich mit drei Kapazitäten bengalischer Literatur in Verbindung gesetzt, zwei davon indische Schriftsteller, die in den Staaten lebten, bevor sie zu mir gekommen waren. Alle drei hatten das Angebot abgelehnt, aber der letzte, den sie fragten, hatte Amritas Namen genannt – obwohl ihr Fachgebiet Mathematik war, nicht Literatur –, und Morrow war dem nachgegangen. »Sie spricht doch *tatsächlich* Bengali, oder nicht?« hatte Morrow am Telefon gefragt. »Klar«, hatte ich gesagt. Eigentlich sprach Amrita Hindi, Marathi, Tamil und ein wenig Punjabi, ebenso Deutsch, Russisch und Englisch, aber nicht Bengali. *Aber nahe dran*, hatte ich gedacht.

»Amrita möchte mitkommen?« fragte Abe.

»Sie freut sich schon darauf«, sagte ich. »Sie war nicht mehr in Indien, seit ihr Vater mit der ganzen Familie nach England gezogen ist, als sie sieben war. Außerdem freut sie sich darauf, auf dem Weg nach Indien ein paar Tage in London zu verbringen, damit ihre Eltern Victoria sehen können.« Letzteres stimmte. Amrita hatte mit dem Baby nicht nach Kalkutta reisen wollen, bis ich sie davon überzeugt hatte, daß es wichtig für meine Karriere war. Für sie war der Zwischenhalt in London der ausschlaggebende Faktor gewesen.

»Okay«, grunzte Abe. »Geh nach Kalkutta.« Sein Tonfall verriet mir genau, was er von der Vorstellung hielt.

»Sag mir, warum ich deiner Meinung nach nicht gehen soll«, sagte ich.

»Später«, sagte Abe. »Erzähl mir vorher von dieser Sache mit Das, von der Morrow spricht. Und ich möchte wissen, warum ich die halbe nächste Frühjahrsausgabe von *Voices* für Material von Das freihalten soll. Ich hasse

Nachdrucke, und es kann keine zehn Zeilen seiner Dichtung geben, die nicht *ad nauseam* gedruckt und nachgedruckt worden sind.«

»Das, ja«, sagte ich. »Aber keine Nachdrucke. Neues Material.«

»Erzähl!« sagte Abe. Ich erzählte.

»Ich geh' nach Kalkutta, um den Dichter M. Das zu finden«, sagte ich. »Ihn zu finden, mit ihm zu reden und Beispiele seiner neuen Arbeiten zur Veröffentlichung mitzubringen.«

Abe starrte mich an. »Hm-hmm«, sagte er. »Unmöglich. M. Das ist tot. Er ist vor sechs oder sieben Jahren gestorben. 1970, glaube ich.«

»Juli 1969«, sagte ich. Es gelang mir nicht, einen Anflug von Gönnerhaftigkeit aus meiner Stimme fernzuhalten. »Er ist im Juli 1969 verschwunden, auf dem Rückweg vom Begräbnis seines Vaters, einer Verbrennung, in einem Dorf im Osten von Pakistan – dem heutigen Bangladesch –, und alle gingen davon aus, daß er ermordet wurde.«

»Ja, ich erinnere mich«, sagte Abe. »Ich war ein paar Tage bei dir und Amrita in eurer Wohnung in Boston, als die Dichtervereinigung von New England eine Gedächtnislesung für ihn abgehalten hat. Du hast ein paar Sachen von Tagore gelesen, dann Auszüge aus Das' epischen Gedichten über, wie heißt sie doch gleich, diese Nonne – Mutter Theresa.«

»Und zwei meiner Gedichte aus dem Chicago-Zyklus waren ihm gewidmet«, sagte ich. »Aber ich schätze, wir waren alle ein wenig voreilig. Das scheint in Kalkutta wieder aufgetaucht zu sein, zumindest aber neue Gedichte und Teile seiner Korrespondenz. Bei *Harper's* haben sie über die Agentur, mit der sie dort zusammenarbeiten, ein paar Muster bekommen, und Leute, die Das gekannt haben, sind überzeugt, daß er die Sachen definitiv geschrieben hat. Aber niemand hat ihn selbst gesehen. *Harper's* möchte, daß ich versuche, neues Material von ihm zu bekommen, aber der Aufmacher des Artikels ist ›Die Suche nach M. Das‹ und so ein Mist. Und jetzt die gute Nachricht. *Harper's* bekommt das Vorkaufsrecht für sämtliche Gedichte, deren Rechte ich bekomme, aber den Rest können wir in *Other Voices* drucken.«

»Zweitklassiger Ausschuß«, knurrte Abe und kaute auf seiner Zigarre. An diese Art überschwengliche Dankbarkeit hatte ich mich in den Jahren meiner Zusammenarbeit mit Bronstein gewöhnt. Ich sagte nichts, und schließlich ergriff er wieder das Wort. »Und wo, zum Teufel, soll Das acht Jahre lang gewesen sein, Bobby?«

Ich zuckte die Achseln und warf ihm eine fotokopierte Seite zu, die mir Morrow gegeben hatte. Abe begutachtete sie, hielt sie auf Armeslänge von sich,

drehte sie seitwärts wie die Mittelseite in einem Herrenmagazin und warf sie mir wieder zurück. »Ich gebe auf«, sagte er. »Was ist das für ein Mist?«

»Das ist das Fragment eines neuen Gedichts, das Das angeblich in den vergangenen zwei Jahren geschrieben hat.«

»Was ist das? – Hindi?«

»Nein, hauptsächlich Sanskrit und Bengali. Hier ist die englische Übersetzung.« Ich gab ihm die andere Fotokopie.

Abe runzelte die schweißnasse Stirn beim Lesen. »Gütiger Himmel, Bobby, dafür soll ich die Frühjahrsausgabe freihalten? Das handelt von einer Dame, die sich von hinten vögeln läßt, während sie das Blut eines geköpften Mannes trinkt. Oder habe ich etwas übersehen?«

»Nee. Das ist es in etwa. Es sind selbstverständlich nur ein paar Verse in diesem Fragment«, sagte ich. »Und es ist eine Rohübersetzung.«

»Ich dachte, das Werk von Das wäre lyrisch und sentimental. Ungefähr so, wie du die Sachen von Tagore in deinem Artikel beschrieben hast.«

»War er. Ist er. Nicht sentimental, sondern *optimistisch*.« Denselben Ausdruck hatte ich oft gebraucht, um Tagore zu verteidigen. Verdammte, mit demselben Satz hatte ich meine eigenen Werke verteidigt.

»Hm-hmm«, sagte Abe. »Optimistisch. Dieser optimistische Teil hier gefällt mir besonders gut – ›*Kama Rati kame / viparita kare rati*‹. Laut der Übersetzung hier heißt das: ›Wahnsinnig vor Lust ficken Kama und Rati wie Hunde.‹ Hübsch. Hat einen eindeutig melodischen Klang, Bobby. Irgendwie wie der frühe Robert Frost.«

»Das stammt aus einem bengalischen Volkslied«, sagte ich. »Du solltest beachten, wie Das diesen Rhythmus in den ganzen Abschnitt eingefügt hat. Er geht von der klassischen vedischen Form zu bengalischer Folklore und dann wieder zum Vedischen über. Das ist ein kompliziertes Stilmittel, selbst in der Übersetzung.« Ich verstummte. Ich wiederholte nur, was Morrow mir gesagt hatte, und er wiederholte die Meinung eines seiner ›Experten‹. Es war sehr heiß in dem kleinen Zimmer. Durch die offenen Fenster drangen der einullende Lärm des Verkehrs und der irgendwie tröstliche Ton einer fernen Sirene. »Du hast recht«, sagte ich. »Es klingt ganz und gar nicht nach Das. Man kann kaum glauben, daß es von demselben Mann ist, der das Epos über Mutter Theresa geschrieben hat. Ich vermute, daß Das wirklich nicht mehr lebt und dies eine Art Betrugsmanöver ist. Ich weiß nicht, Abe.«

Abe rutschte auf dem Drehstuhl zurück, und ich dachte einen Augenblick lang, er würde die Zigarre wahrhaftig aus dem Mund nehmen. Statt dessen sah er mich finster an, ließ den Zigarrenstummel nach rechts und dann nach links rollen, lehnte sich auf dem Stuhl zurück und verschränkte